



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasiliens.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasiliens.

18. Jahrgang.

Blumenau, im April 1925.

Nr. 4.

Nie sättigt sich der Geist, dies seh' ich hier,
Als in der Wahrheit Glanz, dem Quell des Lebens,
Die uns als Wahn zeigt alles außer ihr.
Doch fand er sie, dann ruht die Qual des Strebens;
Und finden kann er sie, sonst wäre ja
Jedweder Wunsch der Menschenbrust vergebens.
Dann läuft der Geist, wenn er die Wahrheit sah,
An ihrem Fuß den Zweifel Wurzel schlagen
Und treibt von Höh'n zu Höh'n dem Höchsten nach.

Karsamstag und Ostern.

„Ich schäme mich des Evangeliums von Christus nicht.“ Röm. 1, 16.

In dem Schämen liegt der Gedanke an den Karsamstag, in dem Worte von der Gotteskraft der Gedanke an Ostern. Man versucht immer wieder in der Christenheit die Karsamstagsschande zu verdecken, den Schandenpfahl mit Ranken, Blumen und anderer Zier zu verhüllen. Aber es bleibt doch dabei: es war wirklich etwas zum Schämen, wenn man sich zu einem bekannten, der am Galgen starb. Darin lag die ungeheurelle Unwahrscheinlichkeit. Ist es heute wahrscheinlicher, daß diesem Jesus, der täglich überstimmt, überschrien und mißhandelt wird und zwar in der „Christenheit“, — die höchste Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden: die Macht für immer froh zu machen? „In dieser Nacht werdet ihr alle an mir irre werden“. Wenn Jesus hilflos, machtlos, gebunden im Weltlauf steht und Not, Schuld und Tod ihre Schatten werfen, — in solcher Macht werden wir immer an ihm irre, und schämen uns, daß wir meinten, er könne die rettende Macht sein. Ein Herr, der nichts zu sagen hat? Ein Helfer, der Hilfe braucht? „Bist du es, so hilf dir und uns.“ Es ist sehr nebensächlich, was wir von ihm singen und sagen. Als was wir ihn behandeln, das allein entscheidet. An ihn glauben, heißt: ihm, dem augenscheinlich Macht- und Bedeutungslosen zu trauen, daß er recht behält gegenüber der ganzen Welt. Ob wir ihn so behandeln, das ist die Frage. Markus berichtet kurz und inhalts schwer: „Da verließen ihn alle seine Jünger und flohen“. Alle! In diesem Bericht sind wir auch mitgezählt. Es wäre trostlos, wenn Jesus nur das Eine gesagt hätte: „ihr werdet alle an mir irre werden“. Gott sei Dank, er hat im Evangelium hinzugefügt: „Wenn ich auferweckt bin, werde ich vor euch hergehen!“ Das wäre unbeschreiblich schön. Aber wie sollen wir zur Gewissheit darüber kommen? Durch bloßes Denken und Grübeln niemals, nur durch Handeln. Dadurch, daß wir ihn entschlossen beim Wort nehmen und nicht loslassen, bis wir merken, daß da eine still heimliche Macht zieht, in eine tiefe, reine Freude hineinzieht, immer deutlicher und stärker. Das ist die rettende Gotteskraft, die Paulus meint, weil er sie erlebt hat. Wer sie erlebt hat, verlernt das Schämen gründlich und lernt dafür das Danzen. „Wenn ich auferweckt bin —!“ So kommt denn alles darauf an, daß der unter tausend Bedenken und Zweifeln be-

grabene Jesus in uns auferweckt wird, dann geht er vor uns her und macht uns Türen auf, die wir nicht aufmachen konnten.

Zwei Konfirmationsfragen.

„Wollt ihr auch weggehen?“ Es ist als ob Jesus den Bann von Raum und Zeit durchbrechend, die Frage hineingeschleudert hätte in unsere Zeit, in unser Fragen und Denken. Sie war gerichtet „an die Zwölfe“, an das kleine Häuslein, das ihm treu geblieben war, als alle ihn verliehen. Die Volksgunst war wankelmüsig, das jubelnde Hosanna machte dem „Kreuzige ihn!“ Platz; schon ging es ihnen zu langsam, immer noch auf sein Reich zu warten. Volksgunst ist wie Rohr im Winde, wie die Wetterfahne auf dem Dach. Die großen Versammlungen, die die erste Begeisterung ihm brachte, wurden kleiner und kleiner, die Menge verließ sich, ungeduldig schon wieder nach neuem haschend, enttäuscht über sein Auftreten, das sie ganz anders sich gedacht, sie hofften den lang ersehnten König zu schauen — er redete immer nur vom Dienst, und nun gar noch vom Leiden und Sterben, vom Kreuz und vom Tod. Wie jähle, schrille Dissonanz klang's hinein zwischen ihre Gedanken; sie lachten und spotteten, die ernsteren schüttelten zweifelnd, mißbilligend das Haupt — — — sie ließen weg; alle die vielen ließen weg — nur die zwölf waren noch geblieben. Wie lange noch? Aus dumpfem Hinbrüten, aus zweifelnd fragenden Gedanken wekt sie das Wort des Meisters: „Wollt ihr auch weggehen?“ Wie sie erschrecken! Kann er Gedanken lesen? Sieht er, wie sie äußerlich zwar noch bei ihm sind, aber innerlich sich mehr und mehr entfernen? Raum daß sie sich's selber eingestanden, was er da nun ruhig und groß in seiner Frage ausspricht. Es ist die Gottesfrage an die Menschen. Es ist die allergrößte Frage, die hinter allem Geschehen steht, die Frage Gottes an die Menschen: Wollt ihr auch weggehen? Es ist die Frage nach der inneren Entscheidung; sie birgt ein scharfes: Entweder — Oder! Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Es ist die Konfirmationsfrage zum Konfirmationssonntag; nicht nur für die, die als Konfirmanden die Frage an diesen Sonntagen am brennendsten empfinden sollten, auch für alle, die mit den Jüngern an solchem Tage stille halten, um vergangener Zeiten zu gedenken, um prüfend eigenen Lebensweg zu überschauen. Wollt ihr auch weggehen?! Leises Bangen, heiliges Bitten liegt drin beschlossen. Viele schon gingen. Sie gingen andere Wege; weg von Gott, weg vom Heiligsten... Viele kamen wieder. Sie hatten auch andere Wege eingeschlagen. Sie hatten gesucht und gesucht, gerungen und gekämpft, ratslos war die Jagd des Lebens nach dem Glück. Immer wieder hat es die Menschen genarrt, immer wieder sie betrogen. So kamen sie wieder, gereinigt und geläutert, verkämpft und voll Sehnsucht, alle Friede begehrend und Heimat. Wollt ihr auch weggehen? Sie zuden zusammen, wie wenn eine wehe Stelle ihrer Seele berührt wäre — einen Augenblick nur — dann aber bricht die Sehnsucht durch, das Verlangen nach Ewigkeit, nach Jesus, nach Gott; Herr, wo hin sollten wir gehen? Du allein hast Worte des ewigen Lebens...
100

Bethel und Stockholm.

Am Kirchentag zu Bethel wollen wir nicht vorübergehen. Es hat sich gezeigt, daß der Kirchentag gerade in Bethel am richtigen Ort war. Diese unvergleichliche Stätte des Glaubens und der Liebe, gab der Stimmung der Versammlung noch einen ganz besonderen Ernst, zugleich aber auch etwas Erhebendes und Weihesvolles. Nimmt man dazu, daß die Tagung nicht allzuweit von dem besetzten Gebiet mit seinen besonderen Nöten stattgefunden hat, so hat man ein Bild von dem Hintergrund, auf dem sich das ganze abgespielt hat. Der Vorsitz war wieder in den Händen des Freiherrn von Beckmann. Daß das Auslandsgesetz nicht bloß für uns evangelische Auslandsdeutsche, sondern auch für den Kirchenbund selber von einschneidender Bedeutung sei, war von Anfang an klar. Ausgezeichnet vorbereitet, wie es war, hätte es eigentlich kaum einen Widerspruch hervorufen sollen. Trotzdem ist ein solcher nicht ausgeblieben. Er kam von der streng konfessionellen lutherischen Seite und war deswegen nicht leicht zu überwinden, weil die Männer, die ihn erhoben, dies sichtlich aus ernstesten Gewissensbedenken taten. Sie konnten sich eben der Befürchtung nicht entzüglich, daß, indem der Kirchenbund die Fürsorge für die evangelischen Auslandsgemeinden übernehme, dadurch der Union in die Hände gearbeitet werde. Darum hätten sie es lieber gesehen, wenn der Kirchenbund mehr nur die äußere Fürsorge übernommen und im übrigen nur dafür gesorgt hätte, daß sich die Auslandsgemeinden entsprechend ihrer konfessionellen Eigenart an eine konfessionell gleichartige Landeskirche anschließen. Dem war nun freilich entgegenzuhalten, daß eine Auslandsgemeinde, in der sich doch für gewöhnlich Deutsche aus den allerverschiedensten Landeskirchen zusammenfinden, gar keine einheitlich konfessionelle Art zu haben pflegt. Noch weniger konnte sich der Kirchenbund gleich die erste große Aufgabe, an die er sich verfassungsgemäß heranmachte, aus der Hand nehmen lassen. So ist denn auch schließlich das Diasporagesetz gegen nur ganz wenige Stimmen angenommen worden. Die Bedeutung dieses Gesetzes liegt in einem Doppelten. Einmal bekommt der Kirchenbund eine umfangreiche Arbeit, die im Laufe der Jahre immer nur wachsen wird. Er gewinnt damit an entscheidender Bedeutung für das gesamte deutsche evangelische Christentum. Sodann ist zu hoffen, daß die gemeindeutsche Fürsorge für unsere Brüder hier im Ausland unter dem religiösen wie unter dem nationalen Gesichtspunkt sich als höchst segensreich ausweisen wird. Steht doch die Tatsache fest, daß das Festhalten am evangelischen Glauben die beste Bürgschaft für das Festhalten an deutscher Art und Sitte ist. Es sei uns gestattet, von Bethel den Blick auf den vor uns liegenden Weltkongress des Protestantismus zu lenken, der im August dieses Jahres in Stockholm stattfinden soll. Soweit wir sehen, kommt die Anregung dazu von zwei Seiten, aus Amerika und aus Schweden. Es ist vom volkskirchen Standpunkt aus sehr interessant, zu beobachten, wie die in unzählige Denominationen zerstückelten Evangelischen in den Ver. Staaten zurzeit ein lebhafes Bedürfnis nach Bildung von großen Kirchenkörpern haben. Sie scheinen nun doch zu der Erkenntnis gelommen zu sein, daß die Zersplitterung einen kaum verantwortlichen Ueberaufwand an Geld, Zeit und Kraft nötig macht und zugleich den Einfluß der evangelischen Christenheit auf das öffentliche Leben stark beeinträchtigt. Daher die Gründung des lutherischen Kirchenbundes und die des mehr angelsächsisch gerichteten „Bundes der Kirchen Christi in Amerika“. Nun haben aber unsere amerikanischen Glaubensgenossen bekanntlich einen starken Ausdehnungsdrang und so ist bei ihnen der Gedanke entstanden, die Kräfte der gesamten protestantischen Welt einheitlicher zusammenzufassen und bestimmt gemeinsame Richtlinien für ihre Einwirkung auf die Öffentlichkeit zu suchen und zu geben. Etwas anderer Art dürften die Beweggründe bei dem Mann sein, der wohl die stärkste geistige Kraft unter den Vertretern dieser Bewegung darstellt. Erzbischof Soederblom dürfte in erster Linie von seiner Begeisterung für die Einheit des Christentums und ihre sichtbare Darstellung getrieben sein. Abgesehen von diesem Stimmungsmoment dürften folgende Erwägungen mitbestimmend sein. Soederblom hält die Lage des Protestantismus für gefährdet. Er sieht denselben von zwei Seiten ernsthaft bedroht: einmal von der geschlossenen Macht der katholischen Kirche, die, gestützt auf zweifellos vorhandene neu sich regende religiöse Kräfte, siegesbewußt zum Angriff auf den vermeintlich innerlich ausgehöhlten Protestantismus sich anschickt, andererseits und noch viel mehr von einer weltlichen Kultur, die ohne eigentlich antichristlich zu

sein, doch an den religiösen Kräften vorübergeht, als wären sie weder gewichtig noch zum wirklichen Leben nötig. Diesem Ansturm zu begegnen, ist nur eine innerlich vertiefter und kraftvoller Protestantismus imstande. Wie wäre es, wenn die Hauptzweige desselben, der angelsächsische und der mehr von deutscher Art beeinflußte auf Luther zurückgehende sich gegenseitig ergänzten. Es könnte dem deutschen Protestantismus nichts schaden, wenn er von der großzügigen, aktiveren, wenn es gilt, über kleine Unterschiede hinweggehenden Art des angelsächsischen Christentums etwas annehmen würde. Umgekehrt könnte es dem amerikanischen Christentum nur gut tun, wenn es von der lutherischen Innerlichkeit und dem lutherischen Drängen auf die religiösen Zentralfragen in sich aufnahme. Das wäre für dieses doch wohl das beste Schutzmittel gegen die offenkundige Gefahr der Verflachung und des Sichversteifens auf Schlagworte wie die von der „christlichen Demokratie“, von Abstinenz und Pazifismus.

Aber was auch die Beweggründe sein mögen, der Weltkongress in Stockholm ist beschlossene Sache. Die Vorarbeit dazu war schon bei den Verhandlungen in Helsingborg 1922 begonnen und sie ist seither rege weitergeführt worden. Der Verhandlungsgegenstand im allgemeinen steht fest. Er lautet: „Was kann geschehen, damit die christlichen Grundsätze im öffentlichen Leben mehr zur Geltung kommen?“ Der Unterschied der lutherischen und der kalvinistischen Eigenart muß gerade bei diesen Fragen deutlich zum Vorschein kommen. Es ist ja keine einfache Sache, Vertreter sämtlicher evangelischer Kirchen der Welt zu einer gemeinsamen Beratung über brennende gemeinsame Fragen zusammenzubringen. Die amtlichen Kirchen haben allerseits ihre Beteiligung zugesagt, ja man hört, daß sogar die griechische Kirche in Stockholm vertreten sein wird. Die Deutschen, auf deren Beteiligung großer Wert gelegt wird, haben nicht weniger als 60 Abgeordnete zu entsenden. Wir können nur wünschen, daß man in kirchlichen Kreisen, auch den Beweggründen im Gebiete des Gesamtprotestantismus ein lebhaftes Interesse entgegenbringt. Die evangelische Kirchenfrage ist eine brennende Gegenwartsfrage, daß man ihr nicht aus dem Wege geht, ist ein Zeichen der Hoffnung.

Land und Geld.

Aus dem „Untergang des Abendlandes“, 2. Band.

Von Oswald Spengler (C. H. Beck, München).

Alle wirkliche Geschichte beginnt damit, daß die Urstände, Adel und Priestertum, sich als solche bilden und über das Bauertum erheben. Der Gegensatz von großem und kleinem Adel, König und Vasallen, weltlicher und geistlicher Macht ist die Grundform aller frühomerischen, althinesischen, gotischen Politik, bis mit der Stadt, dem Bürgertum, dem dritten Stände sich der Stil verwandelt. Aber es sind ausschließlich diese Stände, in deren Standesbewußtsein sich der gesamte Sinn der Geschichte sammelt. Der Bauer ist geistlos. Das Dorf steht außerhalb der Weltgeschichte und die ganze Entwicklung vom „trojanischen“ bis zum mithridatischen Kriege und von den Sachsenkaisern bis zum Weltkrieg geht über diese kleinen Punkte der Landschaft hinweg, sie gelegentlich vernichtend, ihr Blut verbrauchend, aber ohne je ihr Inneres zu berühren. Der Bauer ist der ewige Mensch, unabhängig von aller Kultur, die in den Städten nistet. Er geht ihr vorauf, er überlebt sie, dumpf und von Geschlecht zu Geschlecht sich fortzeugend, auf erdverbundene Berufe und Fähigkeiten beschränkt, eine mystische Seele, ein trockner, am Praktischen haftender Verstand, der Ausgang und die immer fliehende Quelle des Blutes, das in den Städten die Weltgeschichte macht. Was die Kultur dort in den Städten ersinnt, an Staatsformen und Wirtschaftssitten, Glaubenssätzen, Werkzeugen, an Wissen und Kunst, nimmt er mißtrauisch und zögernd endlich hin, ohne deshalb je seine Art zu ändern. So nahm der westeuropäische Bauer alle Lehren der großen Konzile vom großen lateranischen bis zu dem von Trient äußerlich entgegen, wie die Ergebnisse der Maschinentechnik und der französischen Revolution. Er blieb deshalb doch, was er war, was er vor Karl dem Großen schon gewesen war. Die heutige Frömmigkeit des Bauern ist älter als das Christentum. Seine Götter sind älter als jede höhere Religion. Nehmt den Druck der großen Städte von ihm, und er wird ohne Entbehrung in seinen natürlichen Urzustand zurückkehren. Seine wirkliche Sittlichkeit, sein wirklicher Hang zum Uebersinnlichen, die kein Stadtgelehrter je der Entdedung für würdig gehalten hat, liegen außerhalb

jeder Religions- und Geistesgeschichte. Sie haben überhaupt keine Geschichte. Die Stadt ist Geist. Die Großstadt ist der „freie Geist“. Das Bürgertum, der Stand des Geistes, beginnt mit einer Auflehnung gegen die — „feudalen“ Mächte des Blutes und der Ueberlieferung sich seines Sonderdaseins bewusst zu werden. Es stürzt Throne und beschränkt alte Rechte im Namen der Vernunft und vor allem im Namen des „Volkes“, womit von nun an ausschließlich das Volk der Städte gemeint ist. Demokratie ist die politische Form, in der von dem Bauern die Weltanschauung der Stadtmenschen gefordert wird. Der städtische Geist reformiert die große Religion der Frühzeit und setzt neben die alte ständische eine bürgerliche Religion, die freie Wissenschaft. Die Stadt übernimmt die Leitung der Wissenschaftsgeschichte, indem sie an die Stelle der Urwerke des Landes wie sie vom häuerlichen Leben und Denken nie zu trennen sind, den von den Gütern abgelösten Be- griff des Geldes setzt. Das uralte ländliche Wort für den Güterverkehr ist Tausch. Selbst wo es sich um die Ver- tauschung eines Dinges gegen Edelmetall handelt, liegt dem Vorgang kein „Gelddenken“ zu Grunde, welche vom Dinge den Wert begrifflich trennt und in eine erdachte oder metallene Größe bindet, deren Bestimmung es von da an ist, das „andere“, die Ware zu messen. Karawanenzüge und Wikingersfahrten zur Frühzeit erfolgen zwischen ländlichen Siedlungen und bedeuten Tausch und Beute. Zur Spätzeit erfolgen sie zwischen Städten und bedeuten „Geld“. Das unterscheidet die Normannen vor und die Hanseaten und Venezianer nach dem Kreuz- zügen, die antiken Seefahrer in der mykenischen Zeit und die zur Zeit der großen Kolonisationen. Die Stadt bedeutet nicht nur Geist, sondern auch Geld.

Die Entthronung des Geldes.

Die größten Herrscher sind entthront worden. Nur das Geld ist nicht entthroni. Es ist vielmehr erst recht unumstrittener Herrscher geworden. Gerade die, die alles stürzten, um das Geld zu entthronen, sind ihm ganz mit Leib und Seele verfallen. Bis in die letzten Wurzeln dringt jetzt seine Macht. Man mag verschieden darüber urteilen, wie weit der Verlauf schon gediehen ist: das eine steht fest, daß die Gefahr ungeheuer groß ist. Zwangsläufig, mit schrecklicher Notwendigkeit wird der einzelne zum Kaufmann, zum Geldmensch. Wie mit Naturgewalt flutet es über die Welt daher. Was sind, alle sittlichen Forderungen dem gegenüber! Wie der Hunger das russische Volk zu Kannibalen machte, die einen der auffraßen, so werden allzeit die Massen widerstandslos hingewichelt von solchen wirtschaftlichen Gewalten. Wird aber so jede Gemeinschaft in ihrem Grunde aufgelöst, so ist der Untergang des Abendlandes vollendet. Wie im untergehenden Altertum bleibt nur noch die Möglichkeit, einzelne Seelen herauszuretten. Die damalige Kultur ist auch durch das Christentum nicht gerettet worden. Unsere Kultur, das sittliche Gesamterbe und die sittliche Zukunft der gegenwärtigen Welt wird nur gerettet, wenn das Landvolk gerettet wird. Und das Landvolk wird nur gerettet, wenn das Geld in der ganzen Welt von seinem Thron gestürzt wird. Es ist die eine große sittliche Kulturaufgabe der ganzen Menschheit, um die es sich auch bei der Rettung der Seele unseres Landvolkes handelt. Kann das dem Christen gleichzeitig sein? Stimmt es doch alles mit dem Wort des Herrn, daß das Reich Gottes und das Reich des Mammons unvereinbare Gegensätze sind und unter der Herrschaft des Mammons eine Menschenseele nicht gerettet werden kann! Seit die römische Kirche ihre großen Erziehungsaufgaben an den neuen Völkern des Abendlandes erfaßt hat, seit Luther die inneren Gesetze der bürgerlichen Welt als selbständige Gottesgesetze erkannte, seit Bichern bahnbrechend die Seele des Menschen aufsuchte in ihren wirtschaftlichen Gehäusen, seitdem arbeitet das Christentum nicht nur an Einzelseelen. Es rüttelt an den Grundlagen der wirtschaftlichen Welt, die die Menschen geschaffen haben und darum auch verantworten müssen. Der unerbittliche Ernst wahrer Liebe zwingt dazu. Nicht Verweltlichung will sie, sondern Verwirklichung. Es gibt keinen Weg zurück. Die größte Aufgabe steht jetzt in der Entthronung des Geldes vor ihm. Seit mehr als 3000 Jahren arbeitet die Weltwirtschaft mit dem Gelde. Die Währungsfragen gelten für die schwierigsten der ganzen Welt. Aber niemand hat noch eigentlich die Frage gestellt: Was ist das Geld? Auch Marx nicht. Von Anfang an griff er vorbei, indem er das Geld für eine Nebenerscheinung der Ware ansah. Darum richtet sich der ganze Sozialismus auf die Erzeugungsmittel und gegen die Unter-

nehmer, die mit ihrer Arbeit die Waren hervorbringen. Geld bedeutet Arbeitsteilung. Erst mit dem Gelde war diese möglich, denn Geld allein ermöglicht den ungehinderten Austausch zwischen den Waren, die jede Arbeit hervorbringt. Es ist das Tauschmittel für die Waren. Das Geld ist das durch den ganzen Körper treisende Blut. Es trägt allen Gliedern die Kräfte zu. Alle Waren wechseln, werden verbrannt und vergehen, das Geld lebt kreisend immer wieder an seinen Ursprung zurück. Der Größe seiner Bedeutung entspricht die Furchtbartheit der Vernichtung, die gleichfalls im Gelde für die ganze Welt liegt. Geld läßt Welten hervorblühen und Geld versenkt sie wieder in Todesschlaf. Es ist der Schlüssel, der alles aufschließt, und zugleich der Schlagbaum, der jeden Weg sperrt und jedem die Frucht seiner Arbeit nimmt, der furchtbare Tyrann, der je die Welt geknechtet und ausgeraubt hat. Warum nahm man Gold und Silber dazu? Weil diese Metalle von allen natürlichen Stoffen am wenigsten selber Ware sind. Alle Waren vergehen. Sie welken, faulen, rosten, brechen. Drum muß sie jeder Warenerzeuger so schnell wie möglich an den Mann bringen, für den sie Wert haben. Gold und Silber aber ist das Toteste in der Welt, das Unveränderliche, das einzige bleibende Tote. Es rostet nicht, es welkt, fault, bricht nicht. Es ist dabei an sich das Wertloseste von allem in der Welt, zu nichts Nützlichem zu gebrauchen, allein zum Überfluss, zum Luxus, zum Schmuck. Wäre es nicht vom Staat zu Geld erklärt, so wär's nur ein Kinderspiel, wie tatsächlich einst in Peru, und keiner gäbe etwas dafür. Diese Eigenschaft enthält nun aber auch den Fluch des Geldes: Es läßt sich unbegrenzt aufheben, es kann warten, während alle Waren sieberhaft eilen. Es ist nur in begrenztem Maße in der Natur vorhanden. Wer es einmal hat, kann den ganzen Warenaulauf zum Stillstand bringen und zu jeder Zinsabgabe zwingen, wenn nicht alle Waren verderben, alle Menschen und alle Kultur Hungers sterben sollen. Es wird Besitz, wird selber Ware, aber eine solche, die warten kann. Der Wert, den der Staat allein ihm gibt, macht den einzelnen Besitzer zum Gewaltherrn, dessen Willkür sich alles beugen muß. Ihm muß alles daran liegen, daß stets mehr Nachfrage nach Geld als Angebot von Geld vorhanden ist. Mit anderen Worten: an ewiger Armut. Zwangsnötwendig ergibt sich der Zustand der gegenwärtigen Welt: Das Geld läßt keine Ware an den Mann kommen, ohne so viel Abgabe davon zu erheben, daß ewig Armut bleibt. Alle Welt ist Leibeigner, Sklave des Geldes. Nur eins noch gibt es, was nicht verdächtigt und darin dem ewig toten Metallgeld gleich ist: Das ewig Lebendige, die Urquelle aller Waren und aller Lebensbedürfnisse, jedem Menschen unentbehrlich. Das ist das Land. Das wird durch Brachliegen sogar noch verbessert. Auf das Land würde dann der ganze Wucher sich stürzen, furchtbarer als es jetzt geschieht, und jedes Menschenleben würde ein Sklave des erbarmungslosen Landwuchers werden. Wenn nicht zugleich die eine große Anschauung durchdringt und für allen Landbesitz maßgebend wird, die Anschauung, daß Land keine Ware ist und nie dem freien Handel ausgeliefert werden darf. Darin sehen wir die Seele des Landlebens, die Wurzel seines eigentümlichen sittlich-religiösen Lebens, daß das Land dem Landmann nicht Sache, nicht Ware, sondern Liebe, Gemütswert, Heiligtum ist. Solange es der wucherischen Ausbeutung preisgegeben ist, solange wird all unsere Arbeit für Heimat, Heimatsinn und -liebe nur der Mammonstreichschaft dienen. Wir werden auch jetzt nicht ein Paradies auf Erden schaffen, nicht mit der Entthronung des Geldes die Menschen zu Engeln machen, nicht dadurch schon sittliche Frauenschönheit wirken, daß ein Mädchen sich nicht mehr aus Armut zu verkaufen braucht — das ist noch immer die alte materialistische Anschauung, die die höchsten, völkerbildenden Mächte nicht sieht. Aber wie einst die Menschheit in eine neue Zeit getreten ist, als ja die Drachen und Bestien vertilgt, so wird sie auch, will's Gott, das Weltungeheuer des Geldes einmal erlegen können und damit eine neue Zeit beginnen. Wer sollte dazu berufen sein, wenn nicht das deutsche Volk! Hat es doch in seiner ältesten Sage schon im Golde den eigentlichen Fluch der Welt und den Verderber alles wahrhaft Orakeln erkannt! Wenn jemals irgendein Volk Aussicht gehabt hat, die soziale Frage zu lösen, den Kapitalismus zu überwinden, den Klassestaat zu zerstreuen, so ist es jetzt das deutsche Volk. Nicht eine Aussicht auf eine plötzliche Umgestaltung, als könnte der Zins von heute auf morgen verschwinden, sondern auf einen langen Weg, der für jeden Schritt erst durch Arbeit des ganzen Volkes gebahnt werden muß.

Wiederaufbau evang.-kirchlicher Arbeit in Rom.

Die deutsche evangelische Gemeinde in Rom konnte soeben einen entscheidenden Fortschritt im Wiederaufbau ihrer kirchlichen Arbeit festlich begehen.

Nach jahrelangen, unendlich mühevollen Verhandlungen ist es dem Frauenverein der Gemeinde gelungen, das seit der Kriegszeit beschlagnahmte Heim der Kaiserswerther Schwestern zurückzuverlangen. Der Zustand unbeschreiblicher Verwüstung, in dem sich das Haus bei der Rückgabe befand, ist in verhältnismäßig kurzer Zeit beseitigt worden, sodass nun das Diakonissenhaus, das zugleich die Aufgaben des ehemaligen während des Krieges von der italienischen Regierung enteigneten evangelischen Krankenhauses übernommen hat, seine Pforten wieder hat öffnen können. Die Gemeinde war zur Wiedereinweihungsfeier in großer Zahl erschienen. An ihrer Spitze die beiden deutschen Botschafter, von denen Freiherr von Neurath als Vertreter des Reiches die Gemeinde zu ihrem Ehrentag besonders begrüßte. Namens des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses und des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin überbrachte Geh. Konsistorialrat Karnatz die Segenswünsche der Heimatkirche. Von den bestreuten Kreisen der holländischen und schweizerischen Kolonien, der nordischen Staaten waren Vertreter der betreffenden Gesandtschaften anwesend. Die enge Fühlung der deutschen Gemeinde mit den italienischen protestantischen Kreisen kam durch die Anwesenheit führender Persönlichkeiten der Waldenser Kirche, des italienischen Zweiges der Methodistenkirche und des Professors der evangelisch-theologischen Fakultät Rostagno zum Ausdruck. Die Leitung der Feier lag in den Händen des Gemeindepfarrers D. Schubert, der dankbarfüllt aller gedachte, die zum Gelingen des Unternehmens beigebrachten, insbesondere des Gustav-Adolf-Vereins, dessen Frauenvereine ihre diesjährige Liebesgaben dem römischen Diakonissenhaus zugewandt haben. Welch dringendes Bedürfnis das neueröffnete Haus erfüllt, geht daraus hervor, dass vom ersten Tage an alle Plätze belegt sind.

Zwei Chrenerklärungen für das Christentum von früheren Bestreitern.

Prof. Plate, ein Schüler und Nachfolger Haedels, erkennt die Bedeutung des Christentums wieder an. In der "Mitteldeutschen Zeitung" vom 1. Juli 1924 schreibt er: "Wir können uns Gott nur vorstellen als ein persönliches Wesen von höchster geistiger Kraft und Vollkommenheit. Ein unpersönlicher Gottesbegriff im Sinne Haedels ist wertlos und weiter nichts als ein verschleierter Atheismus. Nirgends lässt der Gegensatz zwischen Nationalismus und Idealismus mehr, als auf ethischem Gebiet. Ich habe früher selbst geglaubt, dass die Menschheit auskommen könnte mit dem Moralprinzip, der Mensch sollte das Gute tun um des Guten willen, nicht um später dafür belohnt zu werden... Eine Moral lässt sich nur auf idealistischer Grundlage aufbauen. Es liegt ein tiefer Sinn in dem alten Satz, dass die Religion dem Volke erhalten bleiben müs. Ein religionsloses Volk geht über kurz oder lang an innerer Fäulnis zugrunde. Ich glaube gezeigt zu haben, dass der Kampf der Materialisten und Atheisten gegen die Grundschatzungen des Christentums keine Stütze findet in den Ergebnissen der Naturwissenschaften." — Auch der einstige Mitbegründer des religionslosen Moralunterrichts und leidenschaftliche Bekämpfer des Christentums, Horneffer, tritt jetzt für den Wert der Religion ein und findet folgende anerkennende Worte für die Kirche (Flugschrift „Heilige Arbeit“): „Heute greife ich niemanden an. Heute will ich bekennen, dass meine Vorwürfe zum Großteil ungerecht waren. Die Bekenntniskirche gibt ihren Getreuen ein klares Ziel und einen sicheren Stab. Die konfessionelle Erziehung hat Großes geleistet.“

Die polnische Gewaltpolitik im Lichte des internationalen Völkerrechtes.

Das Posener Liquidationskomitee fährt trotz aller Bestimmungen in der Mantelnote zum Friedensvertrag, bei der Liquidation wissenschaftlicher und pädagogischer Institute besondere Rücksicht zu nehmen, mit der Enteignung evangelisch-kirchlicher Gebäude fort und hat, wie wir bereits meldeten, soeben die Liquidation des Alumnats Paulinum in Posen beschlossen. Die Entschließung, die die Vereinigung für internationales Völker-

recht auf den Antrag der englischen Mitglieder unlängst auf ihrer Stockholmer Vollversammlung einstimmig angenommen hat, setzt diese Gewalteingriffe in ein scharfes Licht. Es heißt darin: „Die Konferenz ist der festen Meinung, dass das wieder auflebende Verfahren der kriegsführenden Staaten, durch das sie das nutzbare private Eigentum fremder Religionen beschlagnahmen, ein Überbleibsel von Barbarismus ist, das strengste Verdammung verdient.“ Dadurch wird von einer unabhängigen und angesehenen internationalen Stelle, die in der Welt weit hin gehört wird, über die beschlossene Enteignung des Evangelischen Alumnats Paulinum in Posen ein vernichtendes Urteil gesprochen, das stark ins Gewicht fällt. Vielleicht überlegen es sich die zuständigen Stellen doch noch, ob es klug ist, um eines Grundstückes willen sich in der ganzen Welt der „strengsten Verdammung“ auszusezen.

Rückkehr der deutschen Mission nach Ostafrika.

Die deutschen Missionsgesellschaften beginnen jetzt ihre Arbeit auf den ihnen durch den Krieg entrissenen Missionsfeldern in immer größerem Umfang wieder aufzunehmen. Nachdem die Sudan-Pionier-Mission, wie wir jüngst melden, in diesen Tagen mit Genehmigung der englischen Regierung in ihr altes Arbeitsgebiet Oberägypten zurückgekehrt ist, kann nunmehr auch die Berliner Missionsgesellschaft ihr Wehr in Ostafrika wieder voll im Angriff nehmen. Sie ist soeben von der Mission der schottischen Freikirche gebeten worden, die Kondeynode in ihre eigene Leitung zurückzunehmen.

Ein Vorstoß der Jesuiten gegen die Wartburg

ist soeben durch das tatkräftige Eintreten evangelischer Kreise des In- und Auslandes abgewehrt worden. Eine unter jesuitischer Führung stehende katholische Jugendorganisation beabsichtigte, die unmittelbar neben der Wartburg auf Bergeshöhe gelegene große Kuranstalt Hainstein aus den Händen des bisherigen katholischen Besitzers zu erwerben, zweifellos in der Absicht, dort unter dem Patronat der heiligen Elisabeth ein Zentrum katholischer Propaganda in das evangelische Mitteldeutschland vorzuschieben. Unter Führung des evangelischen Reichsjugendwartes und unter Mitwirkung einer großen Zahl führender Männer des in- und ausländischen Protestantismus ist es gelungen, die maßgebenden Kreise auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen und noch kurz vor Abschluss des Kaufvertrages seitens der Jesuiten das Grundstück durch ein evangelisches Konsortium zu erwerben. Dieser erfreuliche Erfolg ist vor allem dem hilfsbereiten Eintreten der deutschen evangelischen Landeskirchen und der tatkräftigen Mitwirkung des evangelischen Erzbischofs von Schweden zu verdanken. Es steht zu erwarten, dass das wundervoll zur Seite der Wartburg gelegene Anwesen nunmehr unmittelbar in den Dienst evangelischer Arbeit gestellt werden kann.

Der Sämann, Evang. Kirchenbote für das Alpenland.

Wir können dich nicht lassen.

Von Gustav Schüler.

Wir können dich nicht lassen, wir brauchen dich zu sehr,
Wir gehn auf leeren Gassen verzerrt und scheu umher,
Die Führer, die wir uns bestellt, die waren nach dem
Sinn der Welt,
Erst lügen, locken, fassen und dann im Dunkel lassen,
Nun bleibst du, der die Sterne hält, wir sinken vor dir
Nieder,
Wer also hilflos niedergäfft, den hebst du gnädig wieder,
Herr Jesu Christ, Kinder sind, wo seines mehr nach
Hause findt
Die rufen, bitten, siehen, lannst du vorüber gehn?

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Selbstverwaltung in unseren Gemeinden? „Das vielgepriesene demokratische System zeigt sich in der Selbstverwaltung unserer Gemeinden als völlig unzulänglich“. So schrieb ich in der Märznummer des Christenbotes. Daran halte ich fest, nicht aus einer weltfremden Ideologie oder einem absolutistischen Dogmatismus heraus, sondern immer wieder bestärkt durch die Erlebnisse im praktischen Amt. Wenn mir darauf

geantwortet wird: „das Prinzip der Selbstverwaltung ist da und wird bleiben“, so ist doch auf der anderen Seite zugegeben, daß eine wirkliche Lösung der Probleme nicht gefunden wird. „Zu viel moralisch und intellektuell Minderwertige führen in unseren Gemeinden das Wort“. Was aber an Intelligenz und geistiger Aristokratie in unseren Gemeinden vorhanden ist, ist bewußt unchristlich; das ist die Tragik in der Entwicklung der evangelischen Kirche Santa Catharinas. Wir berücksichtigen viel zu wenig, daß die nach hier verschlagenen Gebildeten ihre philosophische Kost von Büchner, Feuerbach und Marx empfangen hatten. Sie waren besangen von den politischen, wirtschaftlichen und rationalistischen Ideen der Zeit um 1848. Die Romantiker unter ihnen — wohl nicht viele — führte der Weg bald nach Rom. Konnten unter diesen Umständen die seelischen Bedürfnisse der Neueingewanderten aus den einfachsten Schichten des deutschen Volkes befriedigt werden? An eine kirchliche Versorgung war noch gar nicht zu denken. Glaube und Heimat mußte neu erkämpft werden und wenn sie wohl mit tiefer Sehnsucht an die Heimatkirche dachten, so wurde ihnen von denen, die es doch wissen mußten, gesagt: Was ihr pflegen und nicht verlieren wollt, ist im besten Fall Erzeugnis eurer Phantasie. „Auf sich selber stand er da ganz allein“. Vieles tat man zur wirtschaftlichen Erschließung des Landes; im übrigen gewöhnte man sich an das Rezept: „Der Mensch ist, was er ist“. Wenn trotzdem noch der Sinn für die christliche Kirche und das durch sie verkündete Evangelium von der Vaterliebe Gottes und dem Wort der Versöhnung nicht totgeschlagen worden ist, so beweist das nur von neuem die ungeheure Zähigkeit und Lebenskraft religiöser Ideen, trotz fortwährender Infizierung durch einen platten, leichten Materialismus. Zum Teil begnügte man sich im Anfang mit Pseudopfarrern (Schnapspfarrern in Rio Grande); unter diesen Umständen konnte von einem organischen Aufbau der Kirche und der Bildung eines Gemeindekerns nicht gesprochen werden. Die Gemeinschaft der Heiligen — die ecclesia in ecclesia nach Luthers Kirchenbegriff — fehlte; man ging zur Selbstverwaltung über und proklamierte das demokratische Grundprinzip: „Gleiches Recht für Alle“. Bald zeigten sich die Fehler und Mängel dieses Systems. Verkommene, mit einer gewissen Bauernschlauheit begabte Einividuen rissen mit den gemeinsten Mitteln die Herrschaft an sich. Die Zeit der Rattlinarier begann. Pfarrer und Gemeinde wurden ein Spielball in dem Interessenkampf einzelner Gemeindemitglieder. Verleumdungen und Hetzerien waren an der Tagesordnung. Entweder ging der Pfarrer in die Heimat zurück oder er wurde bei seinem Hierbleiben zum Monatslöhner der Gemeinde degradiert. Die Intelligenz, so weit sie moralisch einwandsfrei war, versagte zum Schaden des Volksganzen. Zum Teil betränen sich die Gemeindvertreter vor den Sitzungen und bramarbarisierten in den Versammlungen von Selbstverwaltung: „Wir sind auch Herren“. Von der Heimatkirche ließ man sich wohl namhafte Summen für Kirchenzucht und Gemeindeordnung war keine Rede. Man nahm nur ohne zu geben. Die Zukunftsfrohesten glaubten, es seien Zeiten des Übergangs und Werdens. Nach den traurigen Erfahrungen würde in Bälde sich alles wenden. Jahrzehnte vergingen, wir können sagen drei Menschenalter. Doch es blieb alles beim Alten. Man hielt an der Kirche fest, wenn nicht zu große Opfer damit verbunden waren; Gewöhnung und Sitten taten das Ihrige. Kommt jetzt noch irgendein Krach, so zogen sich die erhaltenen Elemente zurück. Sie waren des Kämpfens überdrüssig geworden und wollten auch nicht mehr anstoßen. Freie Bahn, den Schreieren und Demagogen! Wirtschaftlicher Wohlstand und eine philistrische Behäbigkeit hielten ihren Einzug, Geld und Land kaufen und verkaufen wurde die Lösung. Man klage wohl über schlechte Zeiten, dachte aber mit Liebe an das Sparkassenbuch und tätschelte es. Das Herz gewann den Mammon lieb. Die Gemeinschaft der Heiligen bildete sich nicht und konnte also auch nicht die Führung in der Kirche übernehmen. Die Kirchenversammlungen wurden der Ort zum Austrag niedrigster Egoismen und Ränkespiele. In ihren Radauszenen glichen sie oft dem deutschen Reichstag, nur konnten wir nicht nach der „Schupo“ rufen. Von einer großzügigen kirchlichen Führung war keine Rede. „Der Gottlose, der nie die Kirche besucht, führt das große Wort. Doch das Recht in der Kirche mitzuraten hängt nicht von dem bezahlten Beitrag ab, sondern davon, ob man Gott und seine Kirche liebt. Es ist ja entsetzlich, wenn sich die Kirche von den Gottesdienstbesuchern geleert hat, füllt sie sich mit den Versammlungsmitgliedern — ganz andere Gesichter als sie je in den Gottesdiensten gesehen wur-

den, sogar Hurer, Ehebrecher, Trinker und Spötter sind darunter. Solche Menschen wagen es, übergöttliche Dinge zu beraten und zu sprechen: Mit Händen voller Sündenschmutz besudeln sie das Heilige! Das Schlimmste ist, daß die meisten Gemeindemitglieder daran keinen Anstoß nehmen, sondern wirklich meinen, daß jeder, der seine paar Milreis Beitrag bezahlt hat, auch das Recht habe, in der Kirche mitzureden! Im Schützen- und Turnverein führen nicht das Hauptwort die, die vom Turnen und Schützenwesen nichts verstehen, sondern die, die die Freude und Interesse an der Sache haben. In der Kirche reden die wohl sogar mit, die mit Spott und Hohn gar keinen Hehl aus ihrem Unglauben machen; in der Kirche reden direkt die Feinde der Kirche mit!“ Ein Schlussgebet empfand ich in Erinnerung an das Vorangegangene in den Versammlungen als Profanierung. Die Selbstverwaltung unserer Gemeinden wird erst dann einen Sinn haben, wenn Menschen in ihr die Führung übernehmen, die den Herrn lieb haben. So treiben wir bei aller äußerer Kirchlichkeit dem Abgrund zu. Unsere Kirche lebt in einer so entscheidenden und ernsten Zeit, daß es nicht angeht, sie weiter als Spielsball den Massen zu lassen nur um der Selbstverwaltung willen. Ich sehe im demokratischen System für unsere Kirche nur eine ungeheure Gefahr und eine Legalisierung, daß alle Stimmen in ihr sich vernehmen lassen dürfen. Nur wo Menschen durch ihre Sünde im Angesicht des heiligen Gottes sich schuldig fühlen und seine Gnade in Christo begehren, können wir ihnen auch die Leitung ihrer Gemeinschaft überlassen. Im anderen Falle müssen wir die Möglichkeit haben, eine straffe Kirchenzucht durchzuführen zu können; damit ist aber das System der Selbstverwaltung unvereinbar. Auch die Lebensfragen unserer Kirche werden nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse, sondern durch Blut und Eisen entschieden.

G.

Jahresbericht der evang. Kirchengemeinde Blumenau für 1924. Die evang. Kirchengemeinde Blumenau umfaßt acht Predigtstätten mit 760 beitragenden Mitgliedern, sodass Blumenau nach wie vor weit und breit die größte evangelische Kirchengemeinde ist. Die Seelenzahl, die bisher noch nicht genau festgestellt werden konnte, beträgt etwa 4500. Dem entspricht die große Zahl der kirchlichen Handlungen. Es wurden 1924 getauft 177 Kinder, darunter leider viele Täuflinge, die über das übliche Alter weit hinaus waren. Konfirmiert wurden 99, während 46 kirchlich beerdigt wurden. Ihren Ehestand ließen 55 Paare kirchlich einsegeln, und 1034 Personen gingen zum heiligen Abendmahl.

Trotzdem eine leider recht lange Vakanz von 6 Monaten bestand, wurden doch alle 8 Predigtstätten mit Gottes Wort versorgt; besonders auf dem Stadtplatz, wo monatlich zweimal Gottesdienst stattfand. Drei bis fünf Helfer nahmen sich mit großer Treue des Kindergottesdienstes an und hielten diesen etwa 50 mal ab, krönten ihn auch durch eine herrliche Feier am 1. Weihnachtstage nebst Bescherung. An vier verschiedenen Orten und Nachmittagen hielt der Geistliche evangelischen Religionsunterricht ab, wozu 200 bis 300 Kinder erschienen.

Der Christenbote wurde von 338 Familien gehalten; hoffentlich folgen manche der noch fehlenden nach! An Rossetten wurden in den Kirchen 579 \$390 eingesammelt und an den Kassierer abgeliefert. Doch wurde auch sonst für manches wohltätige Werk Dankenswert gespendet.

Die auswärtigen Kinder meldeten sich mit grossem Eifer zum Konfirmandenunterricht und besuchten denselben seit dem 2. Dezember bis auf ganz wenige Ausnahmen mit anerkennenswerter Regelmäßigkeit und sichtlichem Erfolge. Einige Kinder leisten infolge ihrer Begabung und ihres Fleißes Hervorragendes.

Mit der großen Arbeit und der ungeheuren Teuerung steht freilich das Gehalt des Geistlichen, der alles teuer bezahlen muß, nicht im Einklang. Nach einem amtlichen Schreiben des Berliner Oberkirchenrats würde der Ortsgeistliche in Preußen jetzt monatlich freie Wohnung und 565 Goldmark beziehen; dazu das nötige Fuhrgeld. In Blumenau aber, welches eine der leistungsfähigsten Gemeinden des ganzen Auslandes ist, soll er noch kaum die Hälfte erhalten (1 Goldmark = 2\$400 amtlicher Kurs). Ein erneuter Wechsel im Pfarramte ist aber für die Gemeinde bedenklich, zumal die hohen Reisekosten den fehlenden Gehaltsteil bedeutend überwiegen würden.

Wünschenswert wäre noch im Interesse der einheitlichen Kindererziehung, daß Mischehen nach Möglichkeit eingeschränkt werden, ferner daß die erheblichen Ausgaben, die für weltliche Lustbarkeiten, Tanz, Getränke, Kleidung geleistet werden,

zu Gunsten der christlichen Wohltätigkeit und kirchlichen Opferwillingkeit etwas zurücktreten möchten.

Im Interesse der Gemeindemitglieder wird darauf hingewiesen, daß es notwendig ist, wegen eines kirchlichen Begräbnisses sich in erster Linie mit dem Pastor und dem Kirchenräuber in Verbindung zu setzen, damit die Hinterbliebenen hinsichtlich der Stunde der Bestattung keine Unannehmlichkeit haben. Es ist öfter vorgekommen, daß ein Todesfall erst 12 bis 25 (!) Stunden nachher beim Pastor angemeldet wurde und das Begräbnis zu der gewünschten Zeit nicht stattfinden konnte.

Da die Abholung des Christenbotengeldes auf Schwierigkeiten stößt, so werden die Bezieher gebeten, möglichst sofort die 2000 für 1924 ins Pfarrhaus zu schicken. Bedauerlich erscheint, daß manche Konfirmanden nur recht stöckend oder gar nicht deutsch lesen bzw. schreiben können. Daraus ergibt sich von neuem die ernste Notwendigkeit, daß die Eltern ihre Kinder zu einem fleißigen Schulbesuch unermüdlich anhalten.

In mehreren Fällen ist zu den kirchlichen Trauungen, bei denen neuerdings oft viele Andächtige das Gotteshaus füllen, auch kirchliche Musik bestellt worden. Möchte diese schöne und feierliche Sitte immer mehr Anflang finden!

Der neue Pfarrer ist mit großer Freundlichkeit empfangen worden und hat sein weitreichendes Amt mit großer Freude angetreten. Möge auch im neuen Jahre 1925 die Kraft Gottes durch sein heil. Evangelium sich wirksam erweisen in unserer großen Gemeinde, daß in ihr das Gute emporwachse, das Böse gedämpft werde und unter dem tätigen Beistand des Kirchenvorstandes wie aller kirchlich Gesinnten das Reich Gottes fröhlich und unzerstörbar zunehmen! N.

Itoupava. Die diesjährige Delegiertenversammlung der ver. evang. Kirchengemeinde fand am Sonntag, dem 8. Februar, in der Kirche zu Itoupava-Rega statt. Sein besonderes Gepräge erhielt dieser Tag durch die Gegenwart des Herrn Propst Hübbecke des ständigen Vertreters des Evang. Oberkirchenrats für Brasilien. Nach der Begrüßung durch den Ortsgeistlichen ergriff Herr Propst Hübbecke das Wort, überbrachte die Grüße der Heimatkirche, zeichnete uns ein anschauliches, ergreifendes Bild der wirtschaftlichen und kirchlichen Verhältnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit in Deutschland, und wies dann mit Nachdruck darauf hin, wie das Wort von der Gnade und Versöhnung trotz allem seine belebende und siegende Kraft offenbare. Das Wort vom Kreuz soll auch hier das vereinigende Band und der Grund aller Gemeindearbeit sein.

Dann wurde in die Tagesordnung eingetreten.

Aus dem Jahresbericht mögen hier folgende Angaben wiedergegeben werden. Amtshandlungen, Taufen und Konfirmationen, haben 244 Familien vollzichen lassen. Es waren (in Klammern die Zahlen des Jahres 1923):

Taufen	162	(142)
Konfirmanden	116	(112)
Trauungen	33	(32)
Abendmahlsgäste	861	(638)
Beerdigungen	21	(16)

Abgesehen von den Sterbefällen drücken diese Zahlen ein schönes, natürliches Wachstum der Gemeinde aus. Sie sind zugleich das beste Zeichen dafür, daß wir vor Volkskrankheiten und andern Nöten bewahrt geblieben sind. Und dafür wollen wir Gott besonders dankbar sein! Die Zahl der Taufen, Taupaares und Beerdigungen ist nur einmal, die Zahl der Konfirmanden und Abendmahlsgäste noch nie so hoch gewesen, wie im Jahre 1924, so lange es die selbständige Gemeinde Itoupava gibt.

Gottesdienste wurden 60 abgehalten, der Konfirmandenunterricht an 76 Tagen erteilt. Christenbotenleser haben wir 110.

In den Verhandlungen wurde festgelegt, daß die Beerdigungsgebühr der heutigen Zeit angemessen, 15 Milreis betragen soll, ohne Rücksicht auf die Entfernung vom Pfarrort. Auch wird von jetzt ab unbedingt daran festgehalten werden, daß der Sarg während der Trauerandacht zu schließen ist.

Die Selbsteinschätzung hat leider nur einen sehr geringen Erfolg gezeitigt. Nur recht wenige haben auf eine diesbezügliche Aufforderung sich bereit erklärt, einen höheren als den festgesetzten Jahresbeitrag an die Kirchenkasse zu entrichten. Es ist betrüblich, daß Selbstsucht und Verständnislosigkeit gegenüber dem allgemeinen Besten immer wieder und überall so trah zu Tage treten.

O.

Timbó. Aus dem Jahresbericht für 1924 ist bekannt zu geben: Taufen 206 (189); Konfirmanden 163 (156); Trauungen 51 (65), Beerdigungen 31 (30), von letzteren hat 11 der Pfarrer vollzogen. Abendmahlsgäste waren es 1287 gegen 1423 im Vorjahr. Es fanden 61 Gottesdienste für Erwachsene statt und 6 für Kinder. Die Pfarrgemeinde feierte am 5. Oktober ihr 25jähriges Bestehen, das in einer großen Festlichkeit ausdrücklich fand. Nach Wegzug der Gemeinde Carijos betrug die Mitgliederzahl der Pfarrgemeinde Timbó beim Jahreswechsel 661. Der Jahresbeitrag wurde auf 7 Milreis festgesetzt, das Pfarrgehalt auf 4:200\$000. —

Wir sind noch weit weg von dem, was man eine lebendige christliche Gemeinde nennt. Es fehlt uns ein wirklicher Stamm von Gemeindemitgliedern, die den Sinn für das eine haben, was not tut. Es fehlen uns Männer, die für Gottes Sache eintreten, ohne nach links und rechts zu schauen; stattdessen gibt es genug, die es für unwürdig ansehen, es mit dem Pfarrer zu halten. Unsere Versammlungen sind oft ein langes und breites Reden über nichtsige Dinge, nicht selten nur ein Teilschen um einen billigen Beitrag, während doch der Förderung unserer evangelischen Sache mehr das Wort geredet werden sollte. Hoffentlich wird das einmal anders. H.

◎ Für den Familiensch. ◎

Unter dem Schatten des Allmächtigen.

Von N. Fries.

1. Im Schatten der Kirchhofslinden.

Ein stiller Sonntagnachmittag ist immer wüstlich und erquicklich, besonders aber, wenn zur schönen Sommerszeit der Sonnenstrahl durch grünes Laubwerk hereinfällt, die Luft wie mit Goldfäden durchwebt ist und die leise bewegten Blätter der Bäume ihre spielenden Schatten auf den Fußboden werfen. Da schwirren und summen draußen die Insekten vor dem geöffneten Fenster, und wenn ein Buhsink sein kurzes, fröhliches Lied im Gezweige hören läßt, so will's uns fast bedenken, als wäre der kleine Bursch für die Sonntagsstille ein bißchen laut. In den Häusern ist's dann meistens einsam; die jungen Leute treibt's hinaus, sogar die vielbeschäftigte Hausfrau macht eine Wanderung durch den Garten, sich feiernd zu freuen über das üppige Gedeihen der selbstgesäten Gemüse, oder sie wandert mit dem Stridsstrumpf neben ihrem Ehemann durch die Felder und Acker und hört mit teilnehmendem Sinn auf sein Loben und Höffen, wie auf sein Tadeln und Fürchten beim Betrachten der Saaten und Feldfrüchte. So bleiben für das Haus gewöhnlich nur die Alten und die ganz Jungen, die beide daheim bleiben müssen, aus dem einfachen Grunde, weil die Beine sie nicht mehr, oder noch nicht weit tragen können. Bei einer Alten wollen wir denn auch an einem solchen Sonntagnachmittag einlehren. — In der Ecke am Kirchhof war ein gar lieber, traurlicher Ort, so grün, so still und abgeschieden, so schattig und friedlich! Da lag ein Häuschen — mancher würd's wohl nur eine Hütte nennen — mit weikem Anstrich; neben der niedrigen, der Breit nach geteilten Tür, zwei Fenster mit kleinen, rautenförmig in Blei gefassten Scheiben; das alte Strohdach tief herabgehend und so dicht mit saftiggrünem Moos bewachsen, daß man von dem Stroh gar nichts mehr sah. Das Häuschen schmiegte sich dicht an die Kirchhofsmauer, war daher ganz beschattet von den alten, löslichen Linden, die denselben von allen vier Seiten umgaben und ihr breites Geäste wie schützend darüber breiteten; die Fenster der Hütte aber lagen gegen Morgen und blickten in ein Gärtchen hinein, wo zwei alte, aber noch kräftige Obstbäume, ein Apfel- und ein Birnbaum, in vollster Blütenpracht standen. In diesem Häuschen wohnte eine alte Frau; im Dorfe nannte man sie gewöhnlich die Kirchhof-Dorothea — in ihrer Bibel vorne stand mit schön geschwungenen Buchstaben: Dorothea Treumann; das war ihr Jungfernname. Es gibt alte Gestalten und Gesichter in allen Ständen, in den untersten, wie in den höchsten, welchen der Stempel einer ewigen Jugend aufgedrückt ist. Wir meinen damit die Jugend, von welcher der Psalmist singt: „Die gepflanzt sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grü-

nen, und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein.“ — Die alte Dorthe hatte auch von dem Wundertrank und Lebenselixier getrunken, danach wir armen, vom Staube genommenen und zum Staube zurückkehrenden Menschenkinder so grünen und blühen können, daß keine Macht, auch nicht die starke, rauhe Hand der Zeit, uns etwas anhaben kann. Freilich wischt diese Hand endlich die Farbe von unsren Haaren, heugt ein wenig den Naden, legt hier ein Fältchen und da wieder ein Fältchen in unser Antlitz. Das tut aber zur Hauptfache nichts, wie jeder an der Kirchhofsdorthe sehen konnte. Das strahlte und leuchtete noch so hell aus den klaren, duunselblauen Augen, das lachte und grüßte noch so freundlich um die schmalen, feinen Lippen, — man merkte es wirklich nicht oder dachte doch nicht daran, daß die Augen wohl tiefer lägen als sonst, und der Mund eingesunken wäre, weil die Zähne fehlten. Freilich war das Haar schneeweiß, aber dicht und voll kam es unter dem schwarzen Mützchen hervor, das hinten am Kopfe saß, verändert mit weißen Spitzen und unter dem Kinn gehalten von breitem, weißseidinem Bande, das, in eine große Schleife sorgfältig gebunden, freilich im Laufe der Jahre gelblich geworden war, aber doch so wundergut zu dem lieben, alten Gesichte paßte. Dazu trug sie eine dunkelblaue Jacke aus Tuch, vorne zugelnöpf mit drei silbernen Spangen, und einen breitgetreiften, schwarz und weißen Rock, unten herum mit schwarzem Samt besetzt. Das war der Alten Sonntagsstaat. Eben war sie aus der Christenlehre, Lehre, die mit den Kindern im Steige gehalten ward, heimgelernt; das Gesangbuch, in schwarzem Samt gebunden, mit vergoldeter Spange, darauf ein weikes Taschentuch und das Kirchensträßchen, — alles lag noch auf dem Bord beisammen. Nun aber, auf daß auch dem Leibe sein Recht werde, hatte die Alte sich ihren Sonntagnachmittags-Kaffee aufgetragen. Auch der Kaffetisch, mit jedem Stück darauf, paßte zu ihrer Erscheinung. Da war zuerst der kleine kupferne Kessel, blank gescheuert, daß man sich drin spiegeln könnte, vorne an der Pipe die kleine, bewegliche Klappe, die jedesmal nach dem Einschläfen sorgfältig geschlossen ward, damit ja nichts von dem aromatischen Duft des sehr hochgehaltenen, selten genossenen Trankes verloren gehe; die Tasse war von jenem weiß und dunkelblauem Porzellan, dessen eigentümliches Muster ich jedem abzeichnen könnte, so deutlich erinnere ich mich's aus dem Vaterhause. Der Milchkopf, auf eine Unterschüssel gestellt, war aus dunkelblauem, einsfarbigem Glas, darin man sich als Kind zu spiegeln pflegt. Etliche bescheidene Stücke hellen Randzuders hatte die Alte aus einer Tüte genommen, die sie in ihrer Schatulle verschlossen hielt, und neben sich gelegt. Dabei spielte denn nun der Lindenschatten über sie hin mit wechselnden Lichtern, — die Sommerluft, gemischt mit köstlichem Blütenduft der Obstbäume, zog weich und warm durchs Fenster, die Inseln schwirrten und der Buchsint schlug. Sah man nun in das liebe, alte Gesicht, worauf soviel Frieden und Wohlbehagen ausgebreitet lagen, so mußte man sagen: Ja, hier ist's wirklich Sonntagnachmittag geworden.

Sie wohnte da ganz allein in dem Häuschen unter dem Schatten der Kirchhofslinden, die Alte, und hatte eigentlich überflüssigen Raum, denn außer dem Stübchen war auch noch eine Kammer da, auf dem Flur die Küche, Stallraum für eine Ziege und Gefäß zur Feuerung. Darum pflegte sie auch zu sagen, sie wohnte wie ein König, denn sie habe mehr als sie brauche. Ebenso war's im Garten; sechs Reihen längliche Sommerkartoffeln, zwölf Reihen rundliche Winterkartoffeln, zwischen den Sommerkartoffeln Kriechererbse und zwischen den Winterkartoffeln Grünkohl, dazu ein Beet zu gleichen Teilen mit Wurzeln, Petersilie und Salat besät, — das war mehr noch als sie brauchte, — dann der Lustgarten, nämlich in der Ede, hart an der Kirchhofsmauer, eine Laube von Heubüchen, und vor der Laube ein mit Buchsbaum umpflanztes ovales Beet, worauf Levkojen, Rejeda, und Asten bunt durcheinander wuchsen und herrlich blühten und dufteten. Außerdem aber eöhnte sie sich auch noch ihres Wintergartens; denn, sagte sie, wollte ich die schöne Morgensonne nicht benehmen, so hieße das ja eine edle Gottesgabe verschmähen. Darum hatte sie auch Gewächse in irgenden Löpfen an die Scheiben gestellt, und zwar nach ihrer Weise eine sinnige Auswahl, — zuerst, sagte sie, eine bräutliche Myrte für die Adventzeit, denn das ist die Brautzeit der Kirche; dann eine Rose für die Weihnacht, denn: „Es ist ein Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart, als uns die Alten singen, von Jesse kam die Art!“ — dann eine Passionsblume für die Leidenszeit, dazu goldige Osterblumen und endlich eine Lilie für die Pfingst- und Trinitätszeit, denn das ist die Blume des

reinen und heiligen Geistes. Diese fünf Blumen standen vor ihrem Fenster, und schien ein wunderbares Gedeihen darauf zu ruhen. Die Myrte war ein artiges Bäumchen geworden, stand alle Jahre voller Blüten und hatte schon manchem bräutlichen Haupte den edlen Schmuck gewährt. Mit der Rose war's eben; es war nur eine ganz gewöhnliche Monatsrose, aber sie tat der Alten fast alle Jahr den Gefallen, daß sie um Weihnacht eine aufgebrochene Knospe hatte, ob's nun an dem schönen Morgenlicht lag, das alle Blumen lieben, oder ob's von der besonderen Sorgfalt und Pflege herrührte, denn die Rose war der Alten liebstes Kind und spielte eine wichtige Rolle bei der Weihnachtsfeier. Wenn Ostern nicht gar zu früh fiel, dann öffnete die Passionsblume auch wohl eine Knospe am stillen Freitag und bewegte damit das alte Herz zu ganz besonderer Andacht, und die Osterlilien standen meist in voller, goldener Pracht, wenn die Osteronne ihren ersten Strahl durchs Fenster warf. Aus den Blättern der Lilie aber ward ein köstlicher Heilbalsam bereitet, wie die Christenleute gesalbet und gelehrt vom heiligen Geist, der Welt zum Heilbalsam verordnet sind. — Ueber all diesem grünenden und blühenden Gewächs hing denn nun noch in einem Drahtbauer ein Stielzlich; denn vor den Bögeln hatte Dorthe einen ebenso großen Respekt wie Doktor Luther, der vor ihnen sein Käpplein zieht und fragt: „Ei, mein lieber Herr Doktor, wer hat denn ihn so große Weisheit gelehret?“ — und zu den Bögeln hatte sie außer dem Respekt eine gar lebendige Zuneigung, weil sie ihr das betrübte Herz so oft wieder fröhlich gesungen. Von ihrem Vogel und ihrer Lilie ließ sie sich denn auch immer wieder das große Kapitel vorhalten: „Sorget nicht! seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?“ — und das tat freilich auch not. Vielleicht hast du, lieber Leser, schon gefragt, wovon denn die Kirchhofsdorthe ihren Lebensunterhalt hatte, und nach ihrem eleganten Kaffetisch am Sonntagnachmittag hast du vielleicht gedacht, sie möge wohl etliche Zinsen bei der Sparkasse zu haben, oder einen reichlichen Not- und Zehrpfennig in ihrer Truhe verborgen halten? Nichts von alledem. Sie sagte es oft selbst, sie lebe von den Krümen und Körnlein, wie die Bögeln, und der liebe Herrgott müsse es ihr auch so hinstreuen. Und so war's auch. In der Winterszeit, von Allerheiligen bis St. Peter, saß sie Tag für Tag am Spinnroden und durfte freilich um Arbeit niemals sorgen, denn ihr Fäddchen, das sie zog, war um seiner Feinheit, Glätte und Stärke willen sehr berühmt, und der beste Fädel der reichsten Bäuerinnen wanderte zur Dorthe. Wer aber weiß, wie spärlich der Verdient, den man mit Spinnen haben soll, der weiß auch, daß es nicht reichlich im Spartops der Alten aussehen konnte. In der Winterszeit kam's ihr denn aber gewaltig zu Hilfe, daß kein Schlacht- und Bäckfest gehalten ward, wovon sie nicht ihr bescheiden Teil empfing, und als die gute, alte Pastorin noch lebte, pflegte sie oft zu sagen, und trocknete sich dabei die Augen, da brauchte ich nicht zu sorgen für Krankheit und schwere Zeiten; — die schließt aber schon manches Jahr draufhin, wo Dorthe um Pfingsten alle Jahr den schönsten Blumenschmuck hintrug. —

(Fortsetzung folgt.)

Gesucht werden:

1. Julius Schulz, Ludwig Reich und seine Frau Juliane geborene Schulz, früher wohnhaft in der Ukraine, dann nach Brasilien ausgewandert. Der Bruder Ferdinand Schulz und 2 minderjährige Schwestern möchten die Adressen erfahren, da sie auf der Flucht in der Kriegszeit die Briefe von Brasilien verloren haben. Die drei waren drei Jahre lang in Sibirien und möchten nun gerne die Verbindung mit ihren Geschwistern in Brasilien wieder aufnehmen.

2. Carlos Dettershagen. Er ist 1921 mit seiner Familie nach Brasilien ausgewandert. Er schrieb zunächst von einer Kaffeeplantage Fazenda Santa Cruz in Terra Roxa, später im März 1923 aus einer Fabrik in Indianapolis. Als Adresse gab er zuletzt an: Carlos Dettershagen, Ribeirão Preto (Post restante), Estado São Paulo. Seit einem Jahre gibt er keine Nachricht mehr und alle Briefe kommen zurück. Er wird gesucht von seiner betagten Mutter und seinen Angehörigen.

Deutsche Zeitungen, Vereine, Gemeinden, Privatpersonen, amtliche Stellen werden gebeten, nach den eingangs angegebenen Personen zu forschen und zweidienliche Angaben zu senden an die

Auswandererhilfe der Anstalt Bethel, Pastor Lindemann,
Bad Deyhausen in Westfalen, Augustaplatz 3.

Kirchenmärchen.

Vereinigte Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Donnerstag, 2. April, 3 Uhr nachm., Konfirmandenprüfung in Badenfurt.

Sonntag, 5. April, 9 Uhr vorm., Einsegnung und heil. Abendmahl in Badenfurt (Opfertag für den Gemeindeverband).

Donnerstag, 9. April, 8 Uhr vorm., Konfirmandenprüfung in Itoupavazinha.

Karfreitag, 10. April, 9 Uhr vorm., Einsegnung und heiliges Abendmahl in Itoupavazinha (Opfertag für den Gemeindeverband).

Ostersonntag, 12. April, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Badenfurt.

Ostermontag, 13. April, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Alto Rio do Testo. Danach Aufnahmeprüfung der Konfirmanden.

Vom 15. bis 30. April finden keine Amtshandlungen statt.

Sonntag, 3. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Fortaleza.

Pfarrer Goosmann.

Evangelische Gemeinde Bella Aliança.

Sonntag, 5. April, Gottesd. in Matador.

Karfreitag, 10. April, Gottesd. in Trombudo.

Ostersonntag, 12. April, Gottesd. in Rio do Sul.

Ostermontag, 13. April, Gottesd. in Lontra.

Sonntag, 19. April, Gottesd. in Braga (Böving); 2 Uhr nachm., Gottesd. bei Stuhlert.

Sonntag, 26. April, Gottesd. in Pombas.

Sonntag, 3. Mai, Konfirmation und heil. Abendm. in Mosquito.

Sonntag, 10. Mai, Konfirmation und heil. Abendmahl in Cobras.

Sonntag, 17. Mai, Konfirmation und heil. Abendmahl in Taio.

19. bis 26. Mai: Ferienwoche des Pfarrers.

Pfingstsonntag, 31. Mai, Gottesd. in Rio do Sul.

Pfingstmontag, 1. Juni, Gottesd. in Matador.

Gottesdienstbeginn, wo nicht anders angegeben, um 9 Uhr vormittags.

Pfarrer Pöschl.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Freitag, 3. April, 3 Uhr nachm., Prüfung der Konfirmanden. Palmsonntag, 5. April, 9½ Uhr vorm., Konfirmation und heil. Abendm. in Blumenau.

Gründonnerstag, 9. April, 7½ Uhr abends, Gottesd. und heil. Abendm. in Blumenau.

Karfreitag, 10. April, 9½ Uhr vorm., Gottesd. und heiliges Abendm. in Blumenau.

Ostersonntag, 12. April, 9½ Uhr vorm., Festgottesd. in Blumenau; danach Taufen.

Ostermontag, 13. April, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in der Velha.

Sonntag, 19. April, 9½ Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Gaspar.

Sonntag, 26. April, 9½ Uhr, Gottesd. in der Garcia.

Sonntag, 3. Mai, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 10. Mai, 9½ Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Bahú.

Sonntag, 17. Mai, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Itoupava-Norte; 7½ Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 24. Mai, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Velhatife.

Sonntag, 31. Mai, 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau. Beginn des Konfirmandenunterrichts für die Kinder vom Stadtplatz am 28. April.

Kindergottesdienst in Blumenau jeden Sonntag 8½ Uhr. Religionsunterricht in Blumenau (Kirche) jeden Montag; in Altona (Schule) jeden Mittwoch; in Itoupava-Norte (Schule) jeden Freitag; überall um 3 Uhr nachmittags beginnend.

Bibeln und Religionsbücher (48000) bei G. Artur Koehler; Gesangbücher noch nicht.

Pfarrer Moed.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 5. April, 9½ Uhr vorm., Gottesd. und Kindergottesd.

Gründonnerstag, 9. April, 7 Uhr abends, Gottesd. und heil. Abendmahl.

Karfreitag, 10. April, 9½ Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl.

Ostersonntag, 12. April, 9½ Uhr vorm., Gottesd. und Kindergottesd.

Sonntag, 26. April, Gottesd. und Kindergottesd.

Sonntag, 3. Mai, Gottesd.

Pfarrer Ratsch.

Evangelische Gemeinde Hammonia.

Gründonnerstag, 8 Uhr abends, Passionsgottesd. in Hammonia. Karfreitag, 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendm. in Hammonia; 3½ Uhr nachm., in Neu-Bremen.

Ostersonntag, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Hammonia; 3½ Uhr nachm., Gottesd. in Neu-Breslau.

Ostermontag, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Neu-Bremen; 3½ Uhr nachm., in Ob. Rafael.

Sonntag, 19. April, 10 Uhr vorm., Gottesd. und heiliges Abendm. in Indios-Serra.

Sonntag, 26. April, 10 Uhr vorm., Gottesd. und heiliges Abendm. in Scharlach.

Pastor Grimm.

Vereinigte Evang. Kirchengemeinde Itoupava.

Palmsonntag, 5. April, Konfirmation und heil. Abendmahl in Itoupava.

Karfreitag, 10. April, Gottesd. und Prüfung der Konfirmanden in Itoupava-Rega.

Ostersonntag, 12. April, Gottesd. in Itoupava.

Ostermontag, 13. April, Gottesd. in Seraphim.

Sonntag, 19. April, Konfirmation und heil. Abendmahl in Itoupava-Rega.

Die Gottesdienste beginnen um 9½ Uhr vorm.

Pfarrer Díjas.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 5. April, Konfirmation in Pommerode.

Karfreitag, 10. April, Gottesd. und heil. Abendmahl in Pommerode.

Ostersonntag, 12. April, Gottesd. und heil. Abendmahl in Rio Serro.

Ostermontag, 13. April, Gottesd. in Obere Rega.

Sonntag, 19. April, Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 26. April, Gottesd. in Pommerode.

Sonntag, 3. Mai, Gottesd. und heil. Abendm. in Benjamin Constant.

Sonntag, 10. Mai, Gottesd. in Rio Serro.

Sonntag, 17. Mai, Gottesd. in Ribeirão Grande.

Die Gottesdienste beginnen um 1½ 10 Uhr.

Pfarrer Langbein.

Evangelische Gemeinde Santa Thereza.

Karfreitag, 10. April, 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Santa Thereza.

Ostersonntag, 12. April, 9 Uhr vorm., Gottesd. in Santa Thereza.

Ostermontag, 13. April, 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Rio Novo; 2 Uhr nachm., Gottesd. und heiliges Abendm. in São João.

Mittwoch, 15. April, 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Barra Negro.

Freitag, 17. April, 9 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendm. in Vargedó.

Pfarrer Richter.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 5. April, Konfirmation und heil. Abendmahl in Timbó.

Karfreitag, 10. April, Gottesd. in Beneditto Novo; 4 Uhr nachm., Gottesd. und heil. Abendm. in Timbó.

Ostersonntag, 12. April, Gottesd. in Timbó; danach Kindergottesd.

Ostermontag, 13. April, Gottesd. und heil. Abendmahl in Cedro Alto.

Sonntag, 19. April, Konfirmation und heil. Abendmahl in Obermulde.

Sonntag, 26. April, Gottesd. in Rio Adda.

Sonntag, 3. Mai, Gottesd. in Freiheitsbach.

Sonntag, 10. Mai, Gottesd. in Timbó; danach Kindergottesd.

Die Gottesdienste beginnen um 1½ 10 Uhr vorm.

Pfarrer Höhfeld.

Evangelische Gemeinde Itajahy.

Sonnabend, 18. April, 8½ Uhr, Abendgottesd.

Sonntag, 19. April, 9 Uhr vorm., Gottesd.

Pfarrer Ratsch.